

Literarisches Bayern · Ein Lesebuch

LITERARISCHES BAYERN

Ein Lesebuch

Herausgegeben
von Elisabeth Tworek

aliteravergag

Weitere Informationen über den Verlag und sein Programm unter:
www.allitera.de

Umschlagbild:

August Macke: »Staudacherhaus in Tegernsee«, 1910

»Tegernsee - der Ruhepunkt auf unserer Reise,
zum ersten Male eine eigene Häuslichkeit ...«
Elisabeth Erdmann-Macke, 1909

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen
Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

März 2009

Allitera Verlag

Ein Verlag der Buch&media GmbH, München

© 2009 Elisabeth Tworek und Buch&media GmbH, München

Umschlaggestaltung: Kay Fretwurst, Freienbrink, unter Verwendung von:

August Macke: »Staudacherhaus in Tegernsee«, 1910

Herstellung: Kessler Druck + Medien GmbH & Co. KG, Bobingen

Printed in Germany · ISBN 978-3-86906-014-9

INHALT

Elisabeth Tworek: Vorwort	7
---------------------------------	---

KAPITEL 1: WAS IST BAYERISCH?

Lion Feuchtwanger: Das Land Altbayern	13
Ludwig Thoma: Agricola	17
Carl Amery: Was ist bayerisch?	20

KAPITEL 2: DORFGESCHICHTEN

Lena Christ: Erinnerungen einer Überflüssigen	28
Franziska Gräfin zu Reventlow: Tagebücher	31
Klaus Mann: Kind dieser Zeit	37
Grete Weil: Leb ich denn, wenn andere leben	41
Herbert Achternbusch: Neues von Ambach	43

KAPITEL 3: LEBEN IN DER KLEINSTADT

Marieluise Fleißer: Eine Zierde für den Verein	50
Karl Valentin: Klagelied einer Wirtshaussemmel	59
Ödön von Horváth: Ein sonderbares Schützenfest	62
Eckhard Henscheid: Geht in Ordnung sowieso genau	64

KAPITEL 4: GROSSSTADTLUFT

Josef Ruederer: Der Bürger	70
Thomas Mann: Buddenbrooks	77
Schalom Ben-Chorin: Jugend an der Isar	82
Oskar Panizza: Abschied von München	86
Asta Scheib: In den Gärten des Herzens	94
Herbert Rosendorfer: Die deutsche Suite	97

KAPITEL 5: SCHWABINGER GEFÜHL

Frank Wedekind: Die Schutzimpfung	101
Leonhard Frank: Als Kunststudent in München	106
Marietta di Monaco: Kathi Kobus vom Simplicissimus	118
Erich Mühsam: Tagebücher 1910–1924	123
Réné Prévot: Wie ein Weltenbummler Schwabinger wurde	129
Réné Prévot: Kathi Kobus und der »Simpl«	133
Peter Paul Althaus: Kleine Ansprache	140

KAPITEL 6: MENSCHEN UND MÄCHTE

Ludwig Thoma: Eröffnungshymne	141
Bertolt Brecht: Augsburgsburger Kriegsbrief	142
Lion Feuchtwanger: Cajetan Lechners rauester Tag	144
Oskar Maria Graf: Die Episode von Troglberg	153
Erich Kästner: Spielen in der Trümmerlandschaft	160

KAPITEL 7: ZWISCHEN GOTTESFURCHT UND ÜPPIGEM BAROCK

Franz von Kobell: Die Gschicht von Brandner-Kasper	164
Oskar Panizza: Die Wallfahrt nach Andechs	171
Ludwig Thoma: Der Postsekretär im Himmel	176
Oskar Maria Graf: Etwas über den Bayerischen Humor	183
Liesl Karlstadt: Das Frohnleichnamfest in Riedering	189

KAPITEL 8: EPILOG

Erika Mann: Liebeserklärung an Bayern	191
Biografien	193
Quellennachweise	198

»Was über Bayern gesagt wird, stimmt immer –
und das Gegenteil stimmt auch.«

Herbert Riehl-Heyse

BAYERN UND SEINE DICHTER – EIN WEITES FELD

Wer Bayern verstehen will, wird in der Literatur der großen bairischen Dichter wie Oskar Maria Graf, Lena Christ, Ludwig Thoma und Carl Amery passende Antworten finden. Ihre Werke wurzeln unbestreitbar und unmittelbar tief in der bayerischen Mentalität. Das, was Bayern für diese Schriftsteller ausmachte, hielten sie in ihren Texten fest. Auch Karl Valentins Sprach-Kapriolen kommen tief aus der Münchner Vorstadt-Seele. Doch wie steht es um den in München geborenen jüdischen Schriftsteller Lion Feuchtwanger und seine Schriftstellerfreunde, den Augsburger Bert Brecht und die Ingolstädterin Marieluise Fleißer: Gehören sie nicht auch zur bairischen Literatur? Oder zur bayrischen Literatur? Oder würden wir sie eher zur Literatur in Bayern zählen? Jedenfalls sind sie in Bayern geboren und aufgewachsen und stammen aus Familien, die seit mehreren Generationen in Bayern lebten. Spätestens jetzt ist eine Erklärung fällig: Das Adjektiv »bairisch« bezieht sich ausschließlich auf Altbayern, auf die Sprachregion zwischen Inn und Isar; »bayerisch« hingegen bezieht sich geografisch auf den gesamten Freistaat, wie Carl Amery ausführlich darlegt. Sei's drum. All diese Schriftsteller ließen sich von der besonderen Atmosphäre Bayerns zu großer Literatur inspirieren, die auch heute noch nichts von ihrer Einzigartigkeit verloren hat. In ihren Romanen, Dramen, Geschichten und Gedichten haben sie ein Stück bayerische Zeit- und Lebensgeschichte festgehalten.

Und wie steht es um den großen Dramatiker Ödön von Horváth, der als Altösterreicher und Ungar wie kein anderer Anfang der 1930er Jahre in die Seelen der bayerischen Menschen hineinleuchtete und Erstaunliches zu Tage förderte, gerade weil er von außen kam? Für ihn war die deutsche Sprache zunächst eine Fremdsprache, später schrieb er alle seine Werke in deutsch. Die Stoffe für seine Volksstücke fand er in bayerischen Pensionen, Biergärten, Gastwirtschaften und auf dem Oktoberfest. Dort hörte er den Menschen sehr genau zu und musste

feststellen, dass sich die Abgründe ihres Denkens vor allem im Gesagten, aber auch im Nichtgesagten, offenbarten. Er fühlte sich als Kosmopolit, genauso wie sein in München geborener Schriftstellerfreund Klaus Mann. Der älteste Sohn des Literaturnobelpreisträgers Thomas Mann hätte sich, wie sein Vater, vehement dagegen gewehrt, den bayerischen Schriftstellern zugerechnet zu werden, nur weil seine Werke teilweise in München entstanden sind oder in München spielen. Auch Klaus Manns Schwester Erika wäre eine Vereinnahmung sicher nicht recht gewesen, obwohl sie als Einzige in der Familie Mann das bairische Idiom beherrschte und auf Bayern gleich zwei Liebeserklärungen schrieb.

Oder nehmen wir Oskar Maria Graf. Mit seinem Roman »Das Leben meiner Mutter« setzte er der Gegend um den Starnberger See ein literarisches Denkmal. Sein größter bayrischer Roman ist aber nicht, wie viele vermuten, in Bayern entstanden, sondern in seiner New Yorker Wohnung in Upper Manhattan, Hillside Avenue, wo der Schriftsteller seit September 1938 mit seiner jüdischen Frau Miriam lebte. Mit dem Schiff »Veendam« war er – wie so viele Emigranten – von Rotterdam nach New York geflüchtet, neun Wochen bevor die deutschen Truppen in die Tschechoslowakei, seinem bisherigen Zufluchtsort, einfielen. Manhattan wurde für ihn das neue Zuhause.

Sein Freund Hein Kirchmeier, Urbayer vom Chiemsee und ebenfalls auf der Flucht vor den Nationalsozialisten, schreinerte ihm einen Schreibtisch wie auch die übrigen Regale und Schränke in der engen Zweizimmer-Wohnung. Dem Kunsttischler, Autodidakten und Kommunisten widmete Oskar Maria Graf übrigens später seinen bayrischen Roman »Sie nannten ihn Banscho«. An seinem New Yorker Schreibtisch vollendete Graf sein Hauptwerk »Das Leben meiner Mutter«, das Porträt einer einfachen Frau aus dem Volk und das einzigartige Zeugnis eines entbehreungsreichen Lebens auf dem Land, Graf's Gegenentwurf zum Blut- und Bodenkult der Nationalsozialisten. Während sich Oskar Maria Graf in das einfache Leben seiner Mutter von ihrer Geburt bis zu ihrem Tode hineindachte, hatte er nicht die breit daliegenden, kunstvoll verzierten Bauernhöfe von Aufkirchen und den Starnberger See im Blick, sondern den River Hudson und die sechsstöckigen Backsteinhäuser mit 184 Wohnungen, vollgestopft mit Emigranten aus Deutschland und Österreich. Über 5000 Kilometer lagen zwischen dem Standort des Schreibtisches in

Manhattan und dem Landstrich, von dem Oskar Maria Graf erzählte. Einmal aus der vertrauten Umgebung in die Fremde hinausgeworfen, schrieb sich Oskar Maria Graf wieder an die eigenen Wurzeln heran. Und noch viel mehr. Er wollte den Regeln auf die Spur kommen, die das menschliche Zusammenleben rund um den Globus im Innersten ausmachen. Modellhaft hatte er sie in seinem Heimatdorf Berg kennengelernt. Fern der Heimat destillierte er das Allgemeingültige heraus. Es wurde große Literatur.

Auch in »Er nannte sich Banscho. Der Roman einer Gegend« (1942) und wenige Jahre später in »Unruhe um einen Friedfertigen« (1947) kehrte Graf schreibend an seinen Geburtsort zurück. Beide Romane thematisieren eine intakte kleine Welt, die durch Sitten, Bräuche, religiöse Riten zusammengehalten wird, bevor Ereignisse von außen wie ein Krebsgeschwür in sie eindringen und sie zerstören. Am Schluss ist alles Überkommene an Ordnung zerbrochen. Das Dorf, »wie es unzählige auf der ganzen Welt gibt« (Oskar Maria Graf), hat die eigene Identität verloren; die traditionellen Werte und Regeln des Zusammenlebens gelten nicht mehr. Die Menschen fallen aus ihrer eigenen Geschichte. Oskar Maria Grafs virtuelle Zeitreise in die für ihn lange verspernte Heimat unterstützten Briefauskünfte, die er sich bei den Geschwistern in Berg einholte, und vor allem Fotografien und Zeichnungen. Sie hingen zum Teil an der Wand oder pappten am Schreibtisch. Das dunkelbraune, an den Seiten verlängerbare, mit einem Sekretär-ähnlichen Aufsatz bestückte Möbel fungierte als Pinwand, Adressenverzeichnis, Telefonliste. Zwei Fotos zeigen Grafs Heimatort Berg, ein Motiv ein tanzendes Paar in oberbayerischer Tracht.

Oskar Maria Graf starb 1967 im fernen New York, ein Jahr später wurde seine Asche auf dem Friedhof in München-Bogenhausen beigesetzt. Und der »treue Schreibtisch«, wie ihn die Witwe Dr. Gisela Graf nannte, kehrte 17 Jahre später nebst Stuhl und Schreibmaschine sowie all den Zeichnungen, Fotografien und Aquarellen nach München zurück und fand in der Monacensia, dem Literaturarchiv der Stadt München, im Hildebrandhaus im Stadtteil Bogenhausen, seine Heimat. Als die New Yorker Wohnung Jahrzehnte später aufgelöst werden musste, folgte ein Container voller Literaturgeschichte: Briefe, Fotografien, Manuskripte, Schreibutensilien und Bierkrüge. Sie erzählen der Nachwelt vom Leben eines großen Schriftstellers, der in die Fremde vertrieben wurde, dessen literarische Hinterlassenschaften aber nach Bayern zu-

rückkehrten. Sie sind Teil des literarischen Erbes Bayerns, genauso wie der bairische Dialekt, der in den unterschiedlichsten Texten von Oskar Maria Graf für immer konserviert wurde.

Das vorliegende Lesebuch ist eine Reise in das Innere Bayerns. Es bietet ein facettenreiches und buntes Bild von Bayern und versammelt überwiegend Texte von Literaten des 20. Jahrhunderts, die in Bayern geboren und aufgewachsen sind, die also Sprache, Land und Leute von klein auf gut kannten. In ihren Romanen, Theaterstücken, Erzählungen und Gedichten verwandelten sie genau lokalisierbare Orte zu literarischen Schauplätzen und ließen damit eine Landschaft der Erinnerung entstehen, die heute für das Auge oft nicht mehr sichtbar ist. Ihre Autobiografien, Tagebücher und Briefe zeugen vom alltäglichen Leben in Bayern. Der inhaltliche Bogen spannt sich von Dorfgeschichten, über das Leben in der Kleinstadt bis zur Metropole München und dem besonderen Lebensgefühl in Schwabing.

Auch die bayerische Politik und die pragmatische Form des Glaubens kommen nicht zu kurz. »D'Religion, dö kost't nix und thuat koam weh«, heißt es bei Oskar Maria Graf, der den bayerischen Menschenschlag so charakterisiert: »Weitschweifigkeit oder, besser, das langsame, leicht umständliche Heranpirschen an das Eigentliche einer Sache gehört zu unserer Natur. Alles Knappe, logisch scharf Umrissene ist uns zuwider. Wir sind für das Kommode [...]. Ein »kamotter« Mensch mag das Durchdenken, das in heutiger Zeit so beliebte zu Ende-Denken nicht, er ist für das Betrachterische«. Das zeigt sich vor allem in der Reimkunst. Die Bayern haben seit jeher einen Hang zum Dichten durch alle Bevölkerungsschichten. Auf Marterln, Motivtafeln und Schnupftabakdosen wird gereimt, was das Zeug hält, bevorzugt auf bairisch. Sogar die Könige widmeten sich der Dichtkunst.

Wer die bayerische Seele erklären will, der braucht eigentlich nur auf die Geschichte des Brandner Kasper verweisen. Der 72-Jährige schlitzohrige Schlosser vom Tegernsee ist eine literarische Figur aus einer 1871 veröffentlichten Mundartgeschichte von Franz von Kobl. Als das Lebensende des Witwers naht und der »Boanlkramer« den Brandner Kasper in den Himmel holen will, macht er den Tod mit Kerschgeist betrunken und ringt ihm mit falschem Kartenspiel weitere 18 Lebensjahre ab. Der Stoff ist mehrfach höchst erfolgreich für das Theater und jüngst auch für das Kino adaptiert worden.

»In der natürlichen Sprache wird der Geist eines Volkes tönende Form«, schreibt der Sprachwissenschaftler Johann Andreas Schmeller in seinem »Bayerischen Wörterbuch«. Das sah auch Bertolt Brecht in seinem Augsburger Kriegsbrief so. Als 16-Jähriger beobachtete er die Menschen bei einer Prozession und schnappte auf: »O mei, do bisch reiglegt, wannst an d' Feldposcht glaubscht! – Zeahn Täg z' spat und dann an die falsch' Adress ...«. Doch die vielfältigsten bayerischen Dialekte, die sich früher nahezu von Ort zu Ort unterschieden, sind im Aussterben begriffen. So jedenfalls sieht die Zukunftsvision vieler Lehrer und die des Sprachwissenschaftlers Pittner aus. »Das wird dann sein wie bei gewissen Indianersprachen der Irokesen, Huronen oder Algonkin, die heute noch von zehn oder zwanzig Volkskundlern gesprochen werden.«

Gründe, warum die bayerischen Dialekte im Aussterben begriffen sind, gibt es viele: die Flüchtlingsströme kurz nach Kriegsende, die omnipräsenten Medien und die globalisierte Wirtschaft haben ihre Spuren selbst im abgelegensten Dorf hinterlassen. »Man begegnet«, schreibt die Schriftstellerin Marieluise Fleißer, »dem Dialekt seit Hitler mit einem Vorurteil, weil man ihn irrsinnigerweise mit Blut und Boden verwechselt. Dabei ist er eine herrliche Sprachmöglichkeit, in sich schöpferischer als Schriftdeutsch.« Sprache ist eben Heimat.

Dokumente einer eigenständigen bayerischen Sprache finden sich in nahezu allen Romanen aus Bayern, also auch in Romanen, die von Nordlichtern geschrieben wurden.

Der Lübecker Thomas Mann lässt in seinem Roman »Buddenbrooks« den Münchner Herrn Permaneder zu seiner Gattin Tony sagen: »I bin ka Protzen net und mag net allweil o Göld z' ammscharrn; i mag mei G'mütlichkeit! Von morgen ab mach' i Schluss und werd' Privatier!« Und in Ödön von Horváths Erzählung »Wie der Tafelhuber Toni seinen Hitler verleugnet hat« wehrt sich ein Frauenzimmer gegen die lüsternen Blicke eines SA-Mannes mit den Worten: »Oder bist du gar so a Hakenkreizler? Die mag i nämlich scho gar net!«

Ein Meister des bairischen Dialekts ist freilich der Schriftsteller Ludwig Thoma. Seine Figuren sind allein schon wegen ihres Dialektes im Dachauer Land, im Chiemgau oder im Tegernseer Tal lokalisierbar. Wer es ganz genau wissen will, muss den Bayerischen Sprachatlas zu Rate ziehen, um zu erfahren, woher die Reischlin Bäurin stammt, die in der Erzählung »Der Probier« die Vorzüge ih-

rer Kühe lobt: »Die Scheck sell doben is mi de allaliaba, Brandlin. I hab scho oft zum Bauern g'sagt, Bauer, sag i, die Scheck is mi de lia-beste. Wann i anort nei geh dazua zum Melken, halt sie sie so staad. Da brauch't's gar nix, sag i.«

Die dialektale Zuordnung ist beim Stegreiferzähler Oskar Maria Graf etwas leichter. Seine bäuerlichen Menschen sprechen so, wie das rund um den Starnberger See um 1900 üblich war: »Jetzt konnst mi gern hob'n, dass d'ös woast, du kloans bissl Heiz, du! Jetzt is's oa für oimoi aus zwischen uns, basta!«, schreit in Oskar Maria Graf's Essay »Etwas über den Bayrischen Humor« der Wirt gereizt das Holzkreuz im Herrgottswinkel an.

Das Auswählen, Abwägen und Ordnen ist eine lustvolle, wenn auch nicht immer leichte Angelegenheit. Manche Leserinnen und Leser mögen den einen oder anderen Text vermissen, der vielleicht in ein bayerisches Lesebuch gehört, weil er zum Bildungskanon bayerischer Literatur gezählt wird. Er wurde geopfert, um Raum zu schaffen für weniger Bekanntes, das nicht weniger lesenswert ist. Die Geschichten und Essays aus, für, von und über Bayern rufen in Erinnerung, aus welchen kulturellen und geistigen Wurzeln das Land Bayern entstand. Sie sind eine Sammlung köstlicher und kostbarer Einsichten, die man bewahrt, weil sie heute nicht mehr zu gewinnen wären. Sie zeigen auf, was sich in den letzten 100 Jahren unter dem weiß-blauen Föhnhimmel getan hat: was sich geändert hat und was beim alten geblieben ist. Das vorliegende Lesebuch ist ein Stück Heimatkunde für Bayernkenner und für alle, die auf Bayern neugierig sind. Nach der Lektüre können wir uns Bayern einfach besser vorstellen, auch wenn wir weder bairisch sprechen noch bayerisch sind.

München, im Januar 2009

Elisabeth Tworek

Was ist bayerisch?

LION FEUCHTWANGER: Das Land Altbayern

Das Land Altbayern war kein reiches Land. Vier Gebirgsruinen lagen in ihm. Sie waren Ur-Sache vieler Störungen gewesen; jetzt hatte sich der Boden beruhigt, es gab keine Beben mehr. Aber seine Schätze, Steinkohle, Zementmergel, waren in Tiefen gesunken, die nicht mehr genutzt werden konnten.

Das Gebiet des Landes Altbayern war ein harter, eckiger Strich des Planeten. Lag, schon vor der geologischen Neuzeit, an der Grenze zweier Welten, ein Einschiebsel, getrennt von der nördlicheren Welt, der südlicheren nicht ganz angeschlossen.

Das Land hatte Höhe und Weite, Berge, Seen, Flüsse. Seine Himmel waren bunt, seine Luft machte alle Farben frisch. Es war ein schön anzuschauendes Stück Welt, wie es sich herunterzog von den Alpen nach dem Strome Donau.

Die Bewohner des Landes waren seit alten Zeiten Ackerbauern, städtefeindlich. Sie liebten ihren Boden. Sie waren zäh und kräftig, scharf im Schauen, schwach im Urteil. Sie brauchten nicht viel; was sie hatten, hielten sie mit Händen, Zähnen, Füßen fest. Langsam, träg im Denken, nicht willens, für die Zukunft zu schufteln, hingen sie an behaglich derbem Genuss. Sie liebten das Gestern, waren zufrieden mit dem Heute, hassten das Morgen. Ihren Siedlungen gaben sie gute, anschauliche Namen, sie bauten Häuser, an denen das Auge sich weiden konnte, schmückten sie mit handfester Bildnerie. Sie liebten Gebrauchskunst jeder Art, hatten Sinn für bunte Trachten, für Feste, Komödienspiel, Prunk von Kirchen, Prozessionen, für reichliches Essen und Trinken, für ausgedehnte Raufereien. Auch auf die Berge zu steigen liebten sie und zu jagen. Im übrigen wollten sie in Ruhe gelassen sein, ihr Leben passte ihnen, wie es war, sie waren misstrauisch gegen alles Neue.

Das Zentrum dieses Bauernlandes, die Stadt München, war eine dörfliche Stadt mit wenig Industrie. Eine dünne, liberale Schicht von Feudalherren und Großbürgern war da, nicht viel Proletariat, viele Kleinbürger, noch sehr verwachsen mit dem Landvolk. Die Stadt war

schön; ihre Fürsten hatten sie mit reichen Sammlungen geschmückt und gutem Bauwerk; sie hatte Paläste von Fülle und Anmut, Kirchen von Innigkeit und Kraft. Viel Grün war da, große Biergärten mit behaglicher Sicht auf Fluss und Berge. In schönen Läden wurden die Erzeugnisse der Früheren feilgehalten, altväterisch nette Möbel, gemütvoller Kleinkram aller Art. Die Stadt basierte ökonomisch auf Brauerei, Veredelungsindustrie, Kunstgewerbe, Bankgewerbe, Holz-, Getreide- und Südfruchthandel. Sie produzierte gute Gebrauchskunst und das beste Bier der Welt. Sonst bot sie wenig Material für industrielle Betätigung. Die geistig Regeren wanderten ab; sie ergänzte sich aus spätgeborenen Bauernsöhnen, die, altem Brauch zufolge, nicht erberechtigt waren. Seit dem Sturz der Dynastie zog sich auch der Feudaladel mehr und mehr zurück, die Arco-Valley, die Öttingen-Wallerstein, Castell-Castell, die Poschinger und Törring. Reiche Leute blieben wenige. Nur einer unter je zehntausend Einwohnern versteuerte ein Vermögen von einer Million und darüber. Im Übrigen lebte die Stadt sich selber, ein lautes, ungeniertes Leben im Fleisch und im Gemüt. Sie war zufrieden mit sich. Ihr Wahlspruch war: bauen, brauen, sauen.

Vier Jahrhunderte zuvor hatte der Geschichtsschreiber Johann Turmair, genannt Aventinus, von seinen altbayrischen Landsleuten gesagt, das Volk sei schlecht und recht, höre auf die Geistlichkeit, bleibe gern zu Haus, reise wenig. Es trinke stark, habe viel Kinder. Lege sich mehr auf Acker und Vieh als auf den Krieg. Sei unfreundlich, eigensinnig, querköpfig. Achte nicht der Kaufmannschaft, es komme auch wenig Handel. Der Durchschnittsbayer tue, was er wolle, sitze Tag und Nacht beim Bier, schreie, singe, tanze, spiele Karten. Liebe lange Messer und Raufwerkzeuge. Große, prasserische Hochzeit halten, Totenmahl und Kirchweih feiern gelte als anständig, werde keinem verübelt. Im zwanzigsten Jahrhundert konstatierte der einheimische Geschichtsschreiber Doeberl: Man finde an den Bayern kein feines, zierliches, Liebe erzeugendes Wesen. Vielmehr ruhige Sprache, ruhige Außenseite, dabei Neigung zur Roheit und Gewalttätigkeit wie zum grobsinnlichen Genuss, Verschlossenheit und Argwohn gegen Fremde.

Was die Bayern von alters her vor allem haben wollten, war ihre Ruhe. Im zwanzigsten Jahrhundert ließ man sie nicht mehr in Ruhe. Bisher hatten sie aus dem Überfluss ihrer Landwirtschaft reich-

lich kaufen können, was sie für ihr behaglich anspruchsloses Leben brauchten. Auf einmal hieß es, sie produzierten unrationell. Mit Maschinen und kluger Methode könne man ihre Äcker besser bestellen. Wo ihrer zwei arbeiteten, genüge ein Einziger. Der Verkehr steigerte sich, die Fracht wurde billig. Man bewies ihnen, dass man aus fruchtbaren Ländern mit klüger bearbeitetem Boden bessere und billigere Lebensmittel einführen könnte. Die andern waren auf einmal nicht mehr auf sie angewiesen, wohl aber sie auf die andern.

Die Bayern schimpften, ja, was wäre denn das? Solange war es gegangen: Warum sollte es denn auf einmal nicht mehr gehen? Sie wollten es nicht wahrhaben: Aber es war etwas anders geworden. Der Acker trug wie bisher und war dennoch unzuverlässig geworden. Es reichte nicht mehr, unbegreiflicherweise, man musste sich immer öfter etwas abknapsen, was die andern hatten, und was man selber haben wollte, und was man bisher gegen den Überschuss seines Bodens hatte eintauschen können. Man musste die andern haben, man brauchte sie, man musste sich knurrend in das Ganze des Reiches schicken. Es ging nicht mehr an, dass alle sitzenblieben auf dem Hof, im Dorf, in der kleinen Stadt. Viele, wollten sie nicht hungern, mussten in die Stadt abwandern, in die Industrie. Die ganz Gescheiten behaupteten, auch dieser beschränkte Zustand lasse sich nicht halten. In dem industrialisierten Mitteleuropa sei das agrarisch-starrsinnige Bayern ein recht wenig wichtiges Ding. Wie das Auto die Pferdedroschke, so mache eine rationelle Weltgetreidewirtschaft die bayrische Landwirtschaft überflüssig. Nur aus Rücksicht auf die Selbstversorgung im Kriegsfall halte das Reich den unrentablen, viel zu teuren Ackerbau durch hohe Getreidezölle und andre Liebesgaben aufrecht. Aber der Krieg sei eine veraltete Methode, im Absterben. Schon arbeite man, aus diesen Erwägungen heraus, überall daran, die Zölle abzuschaffen, zweckmäßiger zu wirtschaften, ein sinnvolleres Gebilde Europa aufzurichten. Werde das erreicht, öffne Deutschland seine Zollgrenzen, dann sei es aus mit der bayrischen Landwirtschaft. Der Bayer werde dann seine Bauernzüge, sein Sondergesicht ablegen, werde sich in einen Normalmenschen verwandeln müssen.

Die Bayern knurrten, sie wollten nicht in die Ferne schauen und was lag ihnen an einem sinnvolleren Europa. Sie wollten leben wie bisher, breit, laut, in ihrem schönen Land, mit einem bisschen Kunst, einem bisschen Musik, mit Fleisch und Bier und Weibern und oft